

chungsorgane. Bereits auf diesen ersten Seiten finden sich bemerkenswerte Fehlleistungen: Daß das Reichsamt für Demobilmachung als oberste Behörde bereits im Frühjahr 1919 aufgelöst wurde und seine wichtigsten sozialpolitischen Aufgaben danach vom Reichsarbeitsministerium übernommen wurden, scheint dem Autor ebenso entgangen zu sein, wie die Tatsache, daß bereits vor dem November 1921 Verordnungen zur Erwerbslosenfürsorge ergangen waren (vgl. die Auflistung »der wichtigsten Demobilmachungsverordnungen 1918–21«, S. 34). Zusammensetzung und Politik der einzelnen lokalen Demobilmachungsausschüsse im rheinisch-westfälischen Industriegebiet werden an keiner Stelle näher erläutert. Im nächsten Abschnitt versucht der Autor, die staatliche Demobilmachungspolitik und die Politik von Unternehmen und Gewerkschaften zu umreißen. Meist werden dabei nur die unmittelbaren Nachkriegsmonate in den Blick genommen und hochgradig statische Bilder der jeweiligen Interessenlagen entworfen. Kein Hinweis findet sich darauf, daß die Arbeitsmarktpolitik der Nachkriegszeit in hohem Maße in die jeweiligen sozialpolitischen Zielsetzungen eingebettet war oder daß sich die politischen Handlungsspielräume von Unternehmen und Gewerkschaften in den Nachkriegsjahren in sehr unterschiedlicher Weise entwickelten. Ebenso fehlt eine systematische Analyse der Arbeitsmarktentwicklung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die man wohl zu Recht in einer solchen Untersuchung hätte erwarten können. Vielfach ist von steigenden Arbeitslosenzahlen die Rede, aber über die inflationsbedingt günstige Beschäftigungslage der Jahre 1921 und 1922 erfährt man ebenso wenig wie über die Sonderkonjunktur im Bergbau, die mit einem bis zum Beginn der Ruhrbesetzung anhaltenden massiven Anstieg der Beschäftigungszahlen einherging. Daß die Arbeitsmarktpolitik der Nachkriegszeit schließlich in erheblicher Weise von geschlechterpolitischen Interessen geprägt war, erschließt sich dem Leser dieser Publikation nicht.

In gleicher Weise impressionistisch und unsystematisch fallen auch die folgenden Kapitel über »Die Betroffenen« aus; behandelt werden hier die Massenentlassungen von Frauen, die Abschiebung ausländischer Zivilarbeiter und die Rückführung von Kriegsgefangenen in ihre Heimatländer sowie schließlich die vielfach fehlgeschlagenen Bemühungen, Kriegsbeschädigte in den Arbeitsmarkt zu integrieren, ohne daß der Autor jenseits von Detailinformationen neue Einsichten über Verlauf oder Zielsetzungen der Demobilmachung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet zu vermitteln wüßte. So verwundert es schließlich nicht mehr, daß unter der Überschrift »Die Folgen« nicht etwa Fragen nach der Bedeutung der Demobilmachung für die weitere sozial- und innenpolitische Entwicklung der Weimarer Republik, sondern Themen wie »Kriminalität«, »Lebensmittelversorgung« und »Wohnungsmarkt« abgehandelt werden. Fazit: Auch nach dieser Publikation bleibt die Geschichte der Demobilmachung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet noch einer näheren Untersuchung wert.

*Susanne Rouette, Bochum*

Susan Kingsley Kent, *Making Peace. The Reconstruction of Gender in Inter-War Britain*, Princeton UP, Princeton etc. 1993, 268 S., geb., 38 \$.

Die hier vorliegende Studie über den britischen Feminismus im Ersten Weltkrieg und in den 1920er Jahren geht der Frage nach, wie es zu dem markanten Positionswechsel der Frauenbewegung im Verlauf der 1920er Jahre kam: Im Gegensatz zur Vorkriegszeit favorisierte sie nun eine Gesellschafts- und Sozialpolitik, die die existierende Geschlechterordnung nicht mehr als kulturelles Konstrukt, sondern als »natürliche« Sozialform auffaßte, deren Struktur durch »männliche« und »weibliche« Eigenschaften vorgegeben war:

Die genuin weibliche Sphäre war diesem Modell zufolge diejenige des Privaten, der Mutterschaft und der Familie. Die These der Verfasserin lautet, daß dieser Positionswechsel der britischen Frauenbewegung mit einer spezifischen Verschränkung von Diskursen zu erklären sei: Während des Ersten Weltkriegs sei die Wahrnehmung des Kriegs in einer (Bilder-)Sprache formuliert worden, welche dem Bereich der Geschlechterbeziehungen entlehnt war, und umgekehrt sei für die Beschreibung der Geschlechterbeziehungen das Vokabular des Kriegs genutzt worden.

Überwiegend auf der Basis gedruckten Quellenmaterials wird die These in sechs Kapiteln belegt und illustriert, von denen vier der Kriegszeit gewidmet sind. Das erste Kapitel arbeitet die zu Anfang des Kriegs auch in den Reihen der britischen Frauenbewegung vorherrschende Wahrnehmung des militärischen Konflikts in Termini des Geschlechterdiskurses heraus. Die von der deutschen Armee überfallene belgische Nation figurierte als vergewaltigte Frau; Berichte von geschändeten Frauen und verstümmelten Kindern illustrierten die Brutalität der deutschen Soldaten, das Deutsche Reich und Kaiser Wilhelm II. galten der britischen Frauenbewegung als Inkarnationen des bekämpften männlichen Aggressions- und Dominanzverhaltens. Auch die zeitgenössische Propaganda, mittels derer junge Männer zum Militärdienst motiviert werden sollten, nutzte die »private« Beziehungssprache: Männern, die Uniform trugen, wurde sexuelle Belohnung versprochen; Frauen, die ihre Männer, Söhne und Geliebten nicht in den Krieg schickten, wurde angedroht, daß diese »Drückeberger« sie ebenso wenig ehren würden wie das Vaterland.

Diese Imaginierung des Kriegs und gleichzeitig der Geschlechterordnung wurde, so Kent, 1915/16 anachronistisch: Der Krieg, der durch die Bombardierung britischer Städte die Zivilbevölkerung erreicht hatte und den Frauen neue Rollen (in der Erwerbstätigkeit ebenso wie im weiblichen Hilfsdienst für die Armee) abverlangte, ließ sich nicht mehr in diesem komplementären Geschlechtervokabular repräsentieren. Das zweite Kapitel untersucht für die Jahre 1915–1918 einen Prozeß, den die Verfasserin als Aufweichung der Geschlechterrollen beschreibt: Frauen wurden »männlicher«, indem sie Männerarbeit leisteten, sexuell freizügiger lebten, unabhängiger wurden – kurzum: indem sie vom Krieg profitierten. Die (Selbst-)Wahrnehmung des Mannes sei demgegenüber tendenziell entmännlicht bzw. verweiblicht worden, weil der Frontsoldat, die kriegerische Inkarnation der »Männlichkeit« par excellence, sich immer weniger als Held, vielmehr als von der Heimat (und den Frauen) im Stich gelassenes Opfer fühlte. Daraus sei eine Imaginierung des Kriegs als Geschlechterkrieg anderer Art entstanden: Die Geschlechterrollen seien nicht mehr als komplementär-ergänzend, sondern als antagonistisch-konkurrierend wahrgenommen worden.

Im dritten Kapitel konzentriert sich die Untersuchung auf die Männlichkeitskonstruktionen derjenigen Mitglieder der Frauenbewegung, die – v.a. als Krankenpflegerinnen – unmittelbar im Frontbereich tätig waren. Auch diese Konstrukte, so argumentiert Kent, liefen auf eine Auflösung der Geschlechterrollen hinaus, indem die Männer weder romantisierend als Objekte des Begehrens noch als Verkörperungen des Geschlechtsstereotyps »männlich-gewalttätig« beschrieben wurden, sondern in Termini der Kameradschaft und der entsexualisierten Gleichheit. Die Diskussionen der Jahre 1916–1918 über eine Wahlrechtsreform, die das Frauenwahlrecht einschloß, sind Gegenstand des vierten Kapitels. In diesen Diskussionen, so die Autorin, überlagerten sich wiederum Kriegs- und Geschlechterdiskurs, da die Frauenbewegung das Wahlrecht für Frauen mit dem Argument einforderte, daß die Frauen einen erheblichen Teil der Kriegslasten trügen. Darüber hinaus sei die Wahlrechtsdebatte von der Furcht der Politiker vor einem »echten« Geschlechterkrieg nach dem Ende des Weltkriegs geprägt worden – falls nämlich das Frauenwahlrecht abgelehnt werden würde. Das Resultat war der »Kompromiß« von 1918, der den Frauen über 30 Jahren, sofern sie Haushaltungsvorstände oder Ehefrauen waren, das Wahlrecht gewährte.

Die Darstellung der Nachkriegszeit macht im fünften Kapitel die sexualwissenschaftlichen und psychologischen Deutungen der Geschlechterverhältnisse zum Thema; Kent diagnostiziert hier eine generelle Tendenz zur Verstärkung des polaren, also auf komplementäre Ergänzung angelegten Geschlechtsrollenmodells. Abschließend bietet das sechste Kapitel einen kurzen Überblick über die Argumentationsweisen des britischen Nachkriegsfeminismus. Hier sei, so Kent, unter dem Einfluß der Kriegserfahrung und ihrer Formulierung in Termini der Geschlechterbeziehungen ein biologisches Argumentationsmuster favorisiert und aus ihm die Vorstellung von getrennten Sphären abgeleitet worden, die den Frauen Schutz vor der biologisch begründeten männlichen Aggressivität gewähren sollten. Eine egalitäre Geschlechterordnung war auf dieser Grundlage nicht mehr einklagbar.

In einer ganzen Reihe von Punkten finde ich Kents Argumentation nicht überzeugend. Dies gilt, um von hinten anzufangen, für die nirgends explizit gemachte, aber immer wieder aufscheinende Annahme, komplementäre Geschlechtsrollenmodelle seien in der Nachkriegszeit v.a. wegen des Kriegs plausibel zu machen gewesen. Mögliche andere Erklärungskontexte – wie etwa die Durchsetzung des hegemonialen Diskursgeflechts aus Sozialdarwinismus und Rassismus, die die soziopolitische Sprache der Zeit nicht nur in Großbritannien biologistisch einfärbte – werden gar nicht erwähnt. Die Subsumierung der sexualwissenschaftlichen Literatur (Kent bezieht sich insbesondere auf Freud und Hirschfeld) unter das Modell der »separate spheres« verkürzt deren Argumentation bis an die Grenze des Zulässigen. Wenig überzeugend erscheint mir die These, die Frauen mit Fronterfahrung hätten ein egalitäres Modell der Geschlechterwahrnehmung ausgeprägt. Kents eigene Quellen legen, wie ich finde, eher die gegenläufige These nahe: daß nämlich die Rollenmuster der Krankenpflegerin und des von ihr betreuten verwundeten Soldaten sowohl von den Betreuerinnen wie auch von den Betreuten als Parallelen der gewissermaßen klassischen Geschlechterbeziehungen – der Mutter-Sohn-Beziehung und der Liebesbeziehung – aufgefaßt wurden. In dieser Form nicht haltbar ist m. E. auch die These, die Jahre 1915–1918 seien als Zeit der aus den Fugen geratenen Geschlechterbeziehungen, ja des Geschlechterkriegs erlebt worden: Zwar gab es durchaus heftige Kritik »aus dem Schützengraben«, die sich auf die Zumutungen der »Heimatfront« an die Soldaten und auf die größeren Chancen der Lebensgestaltung richteten, die die Daheimgebliebenen im Gegensatz zu den Frontsoldaten hatten; doch richtete sie sich keineswegs nur auf das andere Geschlecht. Und darüber hinaus gab es die gemeinsame Frontstellung der Soldaten und der Zivilbevölkerung gegen die »Oberen« daheim und an der Front, gegen die Kriegsgewinnler, Vorgesetzten und Politiker; diese vielfach formulierte Solidarität der »Kleinen« gegen die »Großen« war nicht auf das männliche Geschlecht beschränkt, paßt also schlecht zu Kents These vom Geschlechterkampf. An dieser Stelle ihrer Argumentation hat die Verfasserin ihr Quellenmaterial überreizt: Die von ihr zitierten Belege spiegeln den unterstellten radikalen Wandel der perzipierten Geschlechterordnung – aus komplementär wird egalitär – nur sehr bedingt wider; und Quellen, die das Gegenteil belegen könnten, nämlich das Fortbestehen der tradierten polaren Geschlechterwahrnehmung, wären leicht beizubringen.

Dennoch: das Buch ist wichtig und lesenswert. Das Thema der Verschränkung der Diskurse über Krieg mit solchen über Geschlechterverhältnisse ist ein zentrales, und zwar sowohl für die Militär- wie für die Geschlechtergeschichte. Es wird hier anhand eines reichhaltigen Quellenmaterials vorgeführt, dessen Facettenreichtum erkennbar bleibt, aber durch eine klar geführte Argumentation gebändigt wird. Darüber hinaus sind Studien, die sich wie diese um eine Verbindung von Kriegs- und Nachkriegsgeschichte bemühen, nach wie vor selten, obwohl erst diese Verbindung die wahrnehmungsgeschichtliche Bedeutung von Kriegszeiten erkennen läßt.

*Ute Daniel, Braunschweig*